

Urania Milevski (Bremen)

## **In Schönheit interpretieren, oder: Literaturwissenschaftliche Interpretationen zwischen ästhetischem und pragmatischem Anspruch**

### **Abstract**

This article discusses the violation of Grice's conversational maxim of modality in literary interpretations e.g. through the use of figurative language. It shows a correlation between neglecting clarity as a general rule of conversation on the one hand and obeying rules of conversation specific to the field of literary studies on the other hand. The examination closes with calling on literary studies and scholars not to dismiss complex and therefore unclear expression but to investigate further which role it plays in literary interpretations.

### **1 Literaturwissenschaftliche Interpretationen zwischen wissenschaftlicher und ästhetischer Kommunikation**

*Die Literatur spricht – darstellend, exemplifizierend und ausdrückend, verallgemeinernd und typisierend, metaphorisch, symbolisch, allegorisch usw. – über die Welt. Die Literaturwissenschaft und als ihr zentraler Bestandteil die Interpretation spricht – möglichst buchstäblich und genau – über die Literatur.* (Naumann 2004: 466)

Was zeichnet eine gute literaturwissenschaftliche Interpretation aus? Auf diese Frage kann es keine einfache Antwort geben, weil literaturwissenschaftliche Interpretationen hochkomplexe Texte sind. Eine mögliche Antwort auf diese Frage könnte im Anschluss an Naumann lauten: Interpretationen sind nur dann gut, wenn sie möglichst buchstäblich und genau über Literatur sprechen. Die Interpretation, verstanden als Sprechakt, kann im Kontext einer spezifischen Kommunikationssituation – *wissenschaftlicher* Kommunikation – gedacht werden, welche Regeln unterliegt, die für alle gelten (Stekeler-Weithofer 2011: 508–510). Unter 'guter wissenschaftlicher Praxis' wird im Allgemeinen verstanden, Ergebnisse so zu dokumentieren, dass sie sowohl überprüf- wie auch bewertbar sind (vgl. z.B. DFG 2019). Um etwas überprüfen und bewerten zu können, muss ich es zunächst verstehen. Als Interpret:in bin ich also angehalten, mich möglichst klar und präzise auszudrücken, um den ohnehin komplexen Gegenstand und die komplexe Argumentation nicht weiter zu (ver-)komplizieren. Grice spricht in diesem Zusammenhang von der Konversationsmaxime der Modalität (Grice 1975: 46), deren Anweisung lautet "[b]e perspicuous", sei klar.<sup>1</sup> Obwohl 'Klarheit' als "sinnvolles Gütekriterium literaturwissenschaftlicher Interpretationen" gelten kann (Finkendey 2021: 46 u.ö.) und an Literaturwissenschaftler:innen gerichtete Appelle, klar und verständlich zu schreiben, explizit formuliert wurden (z.B. Descher / Petraschka 2019: 169ff.), zeichnen sich nicht wenige literaturwissenschaftliche Interpretationen dadurch aus, dass sie

---

<sup>1</sup> Weitere Leitformeln, die Grice unter dem Oberbegriff Modalität ("Manner") formuliert, lauten "Avoid obscurity of expression.", "Avoid ambiguity.", "Be brief (avoid unnecessary prolixity).", "Be orderly" (Grice 1975: 46).

zusätzlich sprachlich komplex gestaltet sind. Diese sprachliche Komplexität findet sich einerseits auf der Textoberfläche, zum Beispiel in Fremdwörtern oder Archaismen oder besonders aufwändigen Satzkonstruktionen, und andererseits in sogenannten "inhaltsbezogenen Eigenschaften" (Wolski 2011: 566), die spezifische kognitive Impulse geben, zum Beispiel polyvalente Textstellen, die durch den Einsatz von uneigentlichem Sprechen und rhetorischen Figuren realisiert werden. Obwohl es sich bei literaturwissenschaftlichen Interpretationen also um wissenschaftliche Texte handelt, von welchen im Allgemeinen erwartet wird, dass sie monovalent, also eindeutig sind, und sich auf gesicherte, objektivierte Aussagen beziehen, finden wir in ihnen sprachliche Ausformungen der Polyvalenz und Subjektivität, die einem "System ästhetischer kommunikativer Handlungen" (ebd.) zuzuweisen sind.

Im vorliegenden Beitrag gehe ich von der Beobachtung aus, dass literaturwissenschaftliche Interpretationen in einigen Fällen dieselben Gestaltungsmittel aufweisen wie ihre literarischen Gegenstände, was in manchen Fällen dazu führt, dass sie ebenso interpretiert werden müssen wie ihre Gegenstände: Sie verletzen in dieser Hinsicht die Konversationsmaxime der Modalität und ihre Verfasser:innen verhalten sich augenscheinlich nicht *kooperativ*. An zwei Beispielen möchte ich zeigen, wie diese Übertragung literarischer Gestaltungsmittel auf literaturwissenschaftliche Interpretationen aussehen kann (2 und 3) und inwiefern diese sprachliche Gestaltung einerseits *allgemeine* Konversationsmaximen potenziell verletzt, andererseits *speziellen* Praktiken des Faches verpflichtet ist (4). Schließlich soll dieser Widerspruch aus praxeologischer Perspektive betrachtet und ein Appell formuliert werden, Anteile ästhetischer Gestaltung in literaturwissenschaftlichen Interpretationen intensiver auf ihre Funktion hin zu prüfen (5).

## 2 Das sprachliche Umkreisen der zu füllenden Leerstelle: Periphrase

Beim ersten Beispiel handelt es sich um die ersten einleitenden Sätze zu einer Monographie, die strukturell alles besitzt, was zu einer 'guten' Interpretation gehört: Sie formuliert eine zentrale These, liefert Argumente, die diese These stützen und präsentiert so eine stringente Beweisführung, die die aufgestellte Behauptung schließlich plausibel erscheinen lässt. Es wird für zweierlei argumentiert: erstens für die Etablierung der Untergattung des 'Kulturromans' und zweitens für die sogenannte 'narrative Kulturologie' als literaturwissenschaftliche Untersuchungspraxis, die 'Kultur' sowohl als Gegenstand der *histoire* als auch als Erzählstrategie des *discours* darlegt. Darüber hinaus liefert die Monographie eine Auseinandersetzung mit antizipierter Kritik am Korpus, in der durch die Entkräftung möglicher Einwände verdeutlicht wird, warum Hermann Brochs *Die Schlafwandler* nicht in die Untersuchung mitaufgenommen wurde. Dieses Vorgehen ist in der literaturwissenschaftlichen Forschung eher die Ausnahme<sup>2</sup> und lässt darauf schließen, dass die Autorin ihre Rolle im Wissenschaftsdiskurs ernst nimmt. Allerdings ist der gesamte Text sprachlich so komplex gestaltet, dass es lange dauert, die Bestandteile der Argumentation herauszuschälen, um die Beweisführung nachvollziehen zu können. Diese Komplexität ist sicher an vielen Stellen zu sehen und durch unterschiedliche

---

<sup>2</sup> Das zeigen die Ergebnisse des DFG-Forschungsprojektes "Das Herstellen von Plausibilität in Interpretationstexten. Untersuchungen zur Argumentationspraxis in der Literaturwissenschaft" von Simone Winko an der Georg-August-Universität Göttingen, dessen Ergebnisse in Kürze publiziert werden: [www.uni-goettingen.de/de/587821.html](http://www.uni-goettingen.de/de/587821.html) [20.12.2020].

sprachliche Strategien bedingt. Das gewählte Beispiel macht die Verständnisprobleme aufgrund seiner Position am Beginn des Textes aber besonders deutlich. Jeder Satz wird nummeriert, um sich im Folgenden leichter darauf beziehen zu können:

[1] Dem "Suchbegriff"<sup>1</sup> im Mittelpunkt dieser Studie fehlt es keineswegs an Aufmerksamkeit, seitens der Theoretiker und seitens der ihn als Gegenstandsfeld wie Leitkonzept seit einiger Zeit umkreisenden Literaturwissenschaftler. [2] Vielmehr mag erstaunen, dass überhaupt eine Art der Annäherung unversucht geblieben ist. [3] Nicht anders steht es mit den Romanen größeren Formats, die für das neu zu bildende Paradigma ausgewählt wurden. [4] Deswegen soll die Sonderfrage narrativer Kulturologie desto gewissenhafter gegenüber der bereits geleisteten Arbeit an "Kultur" gekennzeichnet werden. (Gerigk 2019: 9)

<sup>1</sup> Dirk Baecker: *Wozu Kultur?* Berlin 2001, S. 7.

Statt zu Beginn der Studie in einfachen Worten pointiert ins Thema einzuführen, mit einer Begriffsklärung beispielsweise, wird der zentrale Begriff der gesamten Untersuchung, 'Kultur', ersetzt. Am Beginn vom Satz [1] substituiert ein Zitat aus der Sekundärliteratur den Terminus: Mit der Zitation von "Suchbegriff" wird man so schon beim zweiten Wort auf die Fußnote verwiesen und muss vom Titel der dort erwähnten Studie ("Wozu Kultur?") darauf schließen, dass sich hinter dem Wort "Suchbegriff" der Begriff 'Kultur' verbirgt. Die Unsicherheit, ob nun tatsächlich 'Kultur' gemeint ist, wird auch in den folgenden Sätzen nicht aufgelöst. In [1] wird im Weiteren mit "ihn" auf den noch nicht weiter definierten Begriff referiert. In [2] wird ein elliptischer Satzbau realisiert, der die Formulierung "eine Art der Annäherung" nicht mit dem Objekt ergänzt, zum Beispiel 'an Kultur' oder 'an den Begriff Kultur'. Erst in [4] wird der Begriff genannt, um den es offenbar geht, "Kultur", allerdings nicht deutlich verknüpft mit den vorangehenden Aussagen. Ähnlich verfährt der Text mit dem "neu zu bildenden Paradigma" [3], das, wie später deutlich wird, der Kulturroman sein soll. Auch dies muss hergeleitet werden und es bleibt ein Rest Unsicherheit, der darin resultiert, dass man die Schlussfolgerungen, die als leitende Thesen der gesamten Monographie fungieren ('Der Suchbegriff ist Kultur.' 'Das neue Paradigma ist der Kulturroman.') beim Weiterlesen zu verifizieren sucht, statt sich auf die eigentliche Argumentation zu konzentrieren. Die Grice'sche Konversationsmaxime der Modalität wird hier also verletzt, der Text scheint in den genannten Hinsichten unklar und sperrig zu sein.

Rhetorisch handelt es sich hier um eine Periphrase, eine erweiternde Umschreibung eines nicht genannten Gegenstands. Diese sprachliche Figuration kreist um den Gegenstand – 'Kultur' –, der Leerstelle verbleibt, und *betont* ihn so als "Suchbegriff". Der Text trifft also eine Aussage bezüglich Kultur und inszeniert diese Aussage zugleich, indem er Leser:innen vor die Aufgabe stellt, herauszufinden, was mit "Suchbegriff" gemeint ist. Damit wird eine doppelte Verweisstrategie realisiert: Inhaltlich und sprachlich wird 'Kultur' bzw. dessen Definition als Forschungsdesiderat markiert.

### 3 Metaphern in Literatur und Literaturinterpretationen

Das zweite Beispiel, ein Aufsatz von Christoph Gardian zu Annette von Droste-Hülshoffs *Die Judenbuche*, ist im Hinblick auf seine Argumentation deutlich weniger transparent strukturiert als der Text Gerigks. Die Bestandteile der Argumentation sind schwer zu bestimmen, ob es sich bei den getroffenen Aussagen um Prämissen oder Konklusionen handelt, bleibt vielfach unklar. Es geht neben eschatologischen Fragestellungen vor allem um eine intertextuelle Lektüre des Gedichtzyklus' *Das geistliche Jahr*, welche die Interpretation der Novelle befördern soll,

und als Hauptthese des Beitrags konstruiert werden kann. Auf der Textoberfläche fungiert das "Gespenst" als Isotopie, das nicht nur wörtlich – zuerst in dem Text vorangestellten Zitaten von Novalis und Droste-Hülshoff –, sondern auch in Ausdrücken wie "spukhaft[]", "Wiedergänger" oder auch "Grenzfrevler" (Gardian 2015: 79, 84, 82) aufgerufen wird. Der Interpret findet das Gespenst in der *Judenbuche* zunächst in der konkreten Figur von Friedrich Mergels Vater wieder, der für die Dorfgemeinschaft zum "Gespenst des Brederholzes" (Droste-Hülshoff 1973: 489) wird, und überträgt dessen Eigenschaften, das Unheimliche, Gestaltwandlerische, dann auf die Figuren Simon, Johannes und Friedrich. Im letzten Schritt wird nahegelegt, dass Inhalt und Form in der Novelle korrespondieren, indem der Interpret das 'Gespenst' als Metapher zur Beschreibung sowohl der Erzählstrategie als auch der Poetologie des Textes nutzt:

[1] Nicht nur die Welt der *Judenbuche* ist eine zwielfichtige. Das ambivalente, entdifferenzierende Erzählen<sup>57</sup> selbst muss als gespenstisches angesprochen werden: Das narrative Verfahren ist ein 'Grenzücken', das durch Engführung der Erzählgeschwindigkeiten, Redeformen, Fokalisierungen nicht nur die Situiertheit des Erzählten, sondern mit ihr den diegetischen Status der Stimme, den Ort des Erzählens und die Person des Erzählers, in einen dimensionalischen Zwischenbereich aufhebt. [2] Das Gespenst als entdifferenzierte Form fungiert in der Erzählung Droste-Hülshoffs als poetologische Figur der negativen Inklusion, durch die das gespiegelte, gedoppelte, identitätslose Personal verschiedener Bekenntnisse, das sich gegenseitig erschlägt und versklavt, dem Rahmen einer einzigen, zunächst nur in ihrer Perversion fassbaren Religion subsumiert wird. [3] Das Gespenst als Figur des Dazwischen ist überdies eine des Unerzählten zwischen dem Diesseits und dem Jenseits der Fakten, zwischen Erzählerkommentar, Tatsachenbericht und fantastischer Inszenierung. Das 'Grenzücken' der Narration, die fantastische Liquidierung von Gegensätzen reflektiert mithin das Gespenstische des Erzählens und seiner sprachlichen Mittel: ihre Anästhetik, dasjenige also, was sich der Mediatisierung und jeder positiven Aussage entzieht. (Gardian 2015: 85f.)

<sup>57</sup> Vgl. Hannes Fricke. "Verschleierung der Struktur und Auflösung der Person: Nochmals zu Annette von Droste-Hülshoffs *Judenbuche*". *Colloquia Germanica* 32 (1995): S. 309–324.

Satz [1] akzentuiert *discours* wie *histoire* der *Judenbuche* als gleichermaßen "gespenstisch[]". In [2] wird das Gespenst dann zur "poetologischen Figur" erhoben, womit der Interpret nicht nur über die Gespenster in der Diegese hinausgeht, sondern auch über die Erzählweise, um die Metapher nun als Bezeichnung für eine allgemein erscheinende poetologische Annahme heranzuziehen, die nicht weiter erläutert wird. Satz [3] festigt im "Gespenst als Figur des Dazwischen" den Zusammenhang zwischen Erzählen und Erzähltem und kann in diesem Zusammenhang wahrscheinlich als Beitrag zu einer Art Genre- oder Mediatisierungsdiskussion verstanden werden, die in der Forschung zur *Judenbuche* anhaltend geführt wird: Der Text ist 'gespenstisch', weil er sich nicht eindeutig einem bestimmten Genre zuordnen lässt.

Argumentativ ist mit dieser Art des Verweisens wenig gewonnen, weil es den komplexen Text Droste-Hülshoffs nicht analytisch entschlüsselt. Die Maxime der Modalität wird verletzt, indem durch den Einsatz uneigentlichen Sprechens eine zusätzliche Decodierung nötig wird.<sup>3</sup> Der Interpret verortet zwar seine Metapher auf allen Ebenen der Untersuchung, sein 'tertium comparationis' ist dabei allerdings

<sup>3</sup> Während Fricke Metaphern in (literatur-)wissenschaftlichen Texten kritisch sieht, sind sie für Danneberg / Niederhauser eine von vielen Darstellungsformen der Wissenschaften (Fricke 1977, Danneberg / Niederhauser 1998). Zur Ambivalenz der Metapher in der Wissenschaftssprache vgl. außerdem Drescher 2003.

nicht klar definiert. Wie im obigen Abschnitt deutlich wird, sind die gemeinsamen Eigenschaften, die noch einigermaßen leicht der Figur 'Gespenst' zugeordnet werden können, Zwielligkeit (beschreibt die Diegese in [1]), Ambivalenz (beschreibt das Erzählen in [1]), "Dazwischen" (beschreibt das Genre in [3]); schwerer wird es bei "negativer Inklusion" [2] oder "Anästhetik" [3].

#### **4 Zwei mögliche Gründe für komplexe rhetorische Figuren und uneigentliches Sprechen in literaturwissenschaftlichen Interpretationstexten**

Beide diskutierten Beispiele haben gemeinsam, dass sie die Konversationsmaxime der Modalität verletzen und von Rezipient:innen verlangen, ebenjene Analyseinstrumente zur Untersuchung einzusetzen, die literarischen Texten eigen sind. Im ersten Beispiel handelt es sich um die rhetorische Strategie der Periphrase, die Grice als 'flouting' beschreiben würde: Eine Konversationsmaxime wird offensichtlich gebrochen und damit regelrecht ausgestellt ("exploited", Grice 1975: 49). Um trotzdem hinter die Bedeutung des Gesagten zu kommen, muss außer dem konkreten Wortlaut auch der Kontext und das Hintergrundwissen der Kommunizierenden in Betracht gezogen werden (ebd.: 50). Für Gerigks Studie bedeutet das, dass Studierende und selbst Fachkolleg:innen ohne kulturwissenschaftliches Spezialwissen zunächst potenziell als Adressat:innen ausgeschlossen werden. Dieser Ausschluss wird allerdings relativiert, weil die anfänglichen Orientierungsschwierigkeiten als Teil der rhetorischen Strategie dechiffriert werden können. Es sind einschlägige Analysekenntnisse von Nöten, um die ästhetisch anspruchsvolle Machart des Textes nicht nur zu bemerken, sondern auch wertzuschätzen.

Auch im zweiten Beispiel scheint es so zu sein, dass die Verletzung der *allgemeinen* Konversationsmaxime eine absichtsvolle ist. Mit dem Gespenst als Leitmetapher auf allen Ebenen der Textinterpretation stellt Gardian die Maxime der Modalität ebenfalls aus. Insbesondere für literaturwissenschaftliche Interpretationen konnte nachgewiesen werden, dass Metaphern nicht nur in allen Interpretationsrichtungen Verwendungen finden, sondern auch, dass die Rechtfertigung der Metapher, die verwendet wird, zumeist ausbleibt (Krämer 2015: 203). So geht auch Gardian vor: Für die Leitmetapher wird nicht argumentiert, sie wird auch nicht definiert, sie wird *gesetzt*. Diese Praktik scheint fachwissenschaftlich wenn nicht akzeptiert, so doch toleriert zu werden – der Aufsatz Gardians stammt schließlich von einem zum Zeitpunkt der Veröffentlichung promovierenden Germanisten und ist in einem literaturwissenschaftlichen Jahrbuch erschienen, hat also ein Review-Verfahren durchlaufen. Nicht nur der Wegfall der Erklärung, auch diese Art des uneigentlichen Sprechens über einen literarischen Text scheint bei einem gewissen Teil der Fachkolleg:innen akzeptiert zu sein, die die Metaphern aufzulösen und die ästhetische Operation zu schätzen wissen – vielleicht auch dann, wenn sie der Argumentation selbst nicht unbedingt folgen wollen. Noviz:innen der Literaturwissenschaft hingegen sind mit diesen "routineartig übersprungenen Argumentationsschritten" (ebd.) üblicherweise weniger vertraut. Ihr Verstehensprozess wird potenziell behindert, indem mit einer Metapher gearbeitet wird, ohne sie zu rechtfertigen.

Der Einsatz von rhetorischen Figuren wie Periphrasen und Metaphern ist für wissenschaftliche Texte im Allgemeinen nicht ungewöhnlich. Schon 1998 kommen Danneberg und Niederhauser zum Ergebnis, dass alle Wissenschaften "aus einem gemeinsamen Reservoir von (literarischen oder rhetorischen) Darstellungsmitteln [schöpfen]" (Danneberg / Niederhauser 1998: 57). Wie bewusst sich Interpret:innen aus diesem gemeinsamen Fundus bedienen, ist schwer zu erforschen: Die Interpretationspraxis besteht aus vielen "routinemäßige[n] Tätigkeiten, die oftmals

nicht vollständig durch explizierbare Regeln oder Methoden bestimmt sind" (Albrecht et al. 2015: 2). Darüber, wie absichtsvoll die Verfahren in den angeführten Beispielen (a) und (b) gewählt wurden, kann keine Aussage getroffen werden. Bekanntermaßen werden viele Entscheidungen während des Schreibprozesses intuitiv getroffen, wovon nur einige auf Nachfragen hin erklärt werden könnten.<sup>4</sup>

Die präsentierten Beispiele legen nahe, dass es sich bei der jeweiligen Verletzung der *allgemeinen* Konversationsmaxime der Modalität um das sogenannte 'flouting' handelt, bei dem eine Maxime offensichtlich verletzt und damit ausgestellt wird, um *spezifische* Ziele der (fach-)wissenschaftlichen Kommunikation zu erreichen. Die Autor:innen markieren ihren Beitrag durch die eingesetzten Textstrategien als Expert:innendiskurs, indem sie ästhetisch anspruchsvoll schreiben und inhaltliche Punkte performativ vorführen. Abschließend möchte ich einen Blick auf diese spezifischen Praktiken werfen und versuchen, trotz der zum Teil im Dunkeln liegenden Praxisroutinen Erklärungen aus der Forschung anzubieten.

(1) Positionierung im Feld der 'Literaturwissenschaft': Akzeptanz bei Fachkolleg:innen

Sowohl für die rhetorische Figur der Periphrase in (a) als auch für die Metapher in (b) gilt: Wer den ästhetischen Code entschlüsseln kann, kann gegebenenfalls auch die Schönheit eines solchen Verfahrens schätzen. Die Zuschreibung des Prädikats "*ist ästhetisch*" (Wolski 2011: 566) ist tendenziell eine Expert:innenkompetenz und nicht unbedingt eine, die Studierende bereits in den ersten Semestern vollständig entwickelt haben. Damit sorgt dieses Verfahren einerseits für den Ausschluss ganz bestimmter Leser:innen und für den Einschluss derjenigen, die sich durch die sprachliche Gestaltung als Literaturwissenschaftler:innen adressiert fühlen. Diese Adressierung kann dazu führen, dass selbst dann, wenn Thesen und Argumente einer Interpretation nicht wirklich überzeugend sind, durch die sprachliche Gestaltung Akzeptanz in der wissenschaftlichen Zielgruppe erzeugt werden kann. Der Schluss liegt nahe, dass ein Text einerseits durch eine entsprechende sprachliche Gestaltung deutlich als Expert:innendiskurs markiert werden kann. Andererseits kann man ihn solchen Leser:innen gegenüber öffnen, die sich nicht (oder noch nicht) als Fachwissenschaftler:innen verstehen. Das wäre vor allem dann der Fall, wenn klar über Literatur gesprochen würde, d.h. wenn sich strenger an die allgemeine Konversationsmaxime der Modalität gehalten würde. Eine solche Schlussfolgerung kann allerdings verschiedentlich problematisiert werden.

Erstens: Auch Naumann sowie Descher und Petraschka (op. cit.) sind Literaturwissenschaftler und legen ganz offensichtlich trotzdem großen Wert auf Klarheit in literaturwissenschaftlichen Interpretationen. Sie scheinen also Interpretationsgemeinschaften anzugehören, in welchen Modalität durchaus eine allgemeine Konversationsmaxime ist, die einen größeren Geltungsbereich zu haben scheint als in jenen Interpretationsgemeinschaften, welchen beispielsweise Gerigk und Gardian angehören. Die hier als Beispiel gewählten Texte sind nicht als Norm zu sehen, in der Regel sind literaturwissenschaftliche Interpretationen verständlich und sehen sich der Maxime der Modalität verpflichtet.

Zweitens: Auch die Annahme, dass eine an der Maxime der Modalität orientierte Wissenschaftssprache ausschließlich inklusiv ist, kann problematisiert werden. Das allgemeine Verständnis von Wissenschaft als objektiv hat auch die Auffassung von

---

<sup>4</sup> Insbesondere die Schreibforschung arbeitet daran, hier mit empirischen Studien belastbare Daten zu generieren und einen besseren Eindruck von den Entscheidungsprozessen während des Schreibens zu erhalten. Vgl. dazu u.a. Grésillon 2012; Hayes / Flower 1980.

Wissenschaftssprache maßgeblich beeinflusst (Drescher 2003: 53). Klarheit wird in linguistischen Diskursen mit Wissenschaftssprache (oder dem wissenschaftlichen Stil) verknüpft (vgl. ebd., Weinrich 1986, Bungarten 1981). Während die Naturwissenschaften als Prototyp von 'Wissenschaft' gelten, wurden die Geisteswissenschaften oft als "unwissenschaftliche Erzähldisziplinen" (ebd.: 60) in der Peripherie eines solchen Verständnisses verortet. Nicht zuletzt im Kampf um Ressourcen haben sich die Geisteswissenschaften und damit auch die Literaturwissenschaften diesem Verständnis widersetzt, was mitunter als Unterwerfung der Geisteswissenschaften interpretiert wurde.<sup>5</sup> Im Hinblick auf die betrachteten Ein- und Ausschlussverfahren in Interpretationen ist die Hierarchien verpflichtete Denkweise, dass sich die Geisteswissenschaften "dem Ideal eines autonomen und begründeten wissenschaftlichen Wertes unterwerfen" (Gadamer 1958: 33), genauer zu betrachten: Wissenschaftler:innen, die diese Unterwerfung negativ bewerten, gehen davon aus, dass das sogenannte Objektivitätspostulat auf einer unmittelbar geteilten Wirklichkeitserfahrung basiert, was im Gegensatz zu sozialen Aushandlungsprozessen in der Kommunikation – auch Wissenschaftskommunikation – steht. Drescher beispielsweise beschreibt wissenschaftliche Texte als "*social tools* [...], die innerhalb der komplexen Interaktionen der wissenschaftlichen Gemeinschaft operieren" (Drescher 2003: 71). Sie verweist dazu u.a. auf Feyerabend, der sich drastisch ausdrückt, feststellend, dass sich Menschen vor allem dann dem "Denkstil der Wissenschaften" verpflichten, wenn sie "sich andere Menschen vom Leib halten" wollen (Feyerabend 1984: 77). Die Festlegung auf Objektivität und der damit einhergehende Ruf nach Klarheit kann aus dieser Perspektive kaum als demokratischer Akt verstanden werden, der dafür sorgt, dass wissenschaftliche Ergebnisse einem großen Rezipient:innenkreis zugänglich gemacht werden können. Stattdessen fungiere das Objektivitätspostulat und seine sprachliche Realisierung als Ausschlussverfahren, indem ein machtvoll etabliertes Paradigma etabliert wird, welchem sich alle Wissenschaftler:innen unterwerfen müssen, wenn sie am Diskurs partizipieren wollen (Haraway 1995: 75; Kaplan / Grabe 1991: 208f.; Knorr-Cetina 1984). Sogar als "sprachfeindlich" wird das Primat einer rationalen Sprache von Drescher beschrieben, weil Sprache als "Dienerin" hinter der Wissenschaft bzw. der wissenschaftlichen Erkenntnis zurücktritt (Drescher 2003: 56). Aus diesem Blickwinkel gesehen, wird uneigentliches Sprechen in literaturwissenschaftlichen Interpretationen zum revolutionären Akt.

## (2) Stil

Das Verfassen von literaturwissenschaftlichen Interpretationen wird gemeinhin als Tätigkeit verstanden, die sich auf unterschiedlichen Ebenen vollzieht: Die Theorie stellt den reflexiven Rahmen und rechtfertigt die Methoden als verfahrenstechnisch zielführende Annahmen, die schließlich im sprachlichen Tun zur Anwendung kommen (Köppe / Winko 2013: 285f.). Weiterhin kann davon ausgegangen werden, dass 'Stil' auf allen Ebenen eine Rolle spielt und besonders in der sprachlichen Gestaltung zum Ausdruck kommt. Bezogen auf literaturwissenschaftliche Interpretationen kann 'Stil' zum einen den Einsatz von Theorien und Methoden betreffen und die Interpretierenden als Vertreter:innen einer bestimmten Schule oder Interpretationsgemeinschaft sichtbar machen. 'Stil' kann darüber hinaus auf einer subjektiven Ebene verortet werden, wenn Interpret:innen beispielweise in unterschiedlichen Publikationen auf identische Gestaltungsmittel zurückgreifen.

---

<sup>5</sup> Negativ konnotiert wurde diese Unterwerfung bei Feyerabend 1984, positiv bei Gadamer 1958.

Die linguistische Forschung bezeichnet mit 'Stil' eine Art der sprachlichen Gestaltung, die auf "ein Mehr an Bedeutung" abzielt, eine Wirkung, die sich "sozial und/oder ästhetisch" entfalten soll (Fix 2007: 118). Für beide hier diskutierten Beispiele ist eine soziale *und* ästhetische Wirkung der spezifischen sprachlichen Gestaltung herausgearbeitet worden, die in engem Zusammenhang steht: Die Kompetenz, die Periphrase in (a) und die Metapher in (b) zu entschlüsseln und das sprachliche Verfahren als ästhetisches Textgestaltungsmittel zu decodieren, ist verantwortlich dafür, ob Rezipient:innen vom Text angesprochen oder ausgeschlossen werden. Doch berührt diese Art der sprachlichen Gestaltung auch die Argumentation als 'objektives Gerüst' der Interpretation? Für Beispiel (a) würde ich diese Frage verneinen, hier handelt es sich tatsächlich um eine Art "Sekundärbedeutung" (ebd.), die die Leitthesen der Monographie ('Der Suchbegriff ist Kultur.' ,Das neue Paradigma ist der Kulturroman.') durch die die Betonung des Desiderats performativ unterstützt. Für (b) ist diese Sekundärbedeutung sicher auch ins Feld zu führen, denn die Metapher macht ebenfalls Decodierungskompetenz notwendig. Sie scheint hier allerdings eine größere Rolle zu spielen, weil mit ihr offenbar Aussagen zu mehreren Ebenen der Interpretation (*histoire, discours*, Poetologie, Genre) miteinander in Beziehung gesetzt werden sollen. In welcher Beziehung hier Argumentation und Metapher stehen, wann das Gespenst(ische) also Konklusion und wann es Prämisse ist, ist ungleich schwerer zu beantworten, was weniger an der Unklarheit des Ausdrucks als vielmehr an der Unklarheit der argumentativen Strukturen liegt, deren Bestandteile nicht deutlich markiert werden.

Doch welche Relevanz hat 'Stil' für die Bewertung von Interpretationen? Finkendey räumt ein, dass Klarheit nicht für jeden literaturwissenschaftlichen 'Stil' ein sinnvolles Gütekriterium sein könne, plädiert aber zugleich für ein "Mindestmaß an kommunikativer Klarheit" (Finkendey 2021: 49). Problematisch ist sicher, dass jede:r Expert:in 'Klarheit' unterschiedlich definiert. Tatsächlich steht Klarheit nicht zwingend mit Ästhetik im Gegensatz, für Weinrich beispielsweise sind Klarheit, Widerspruchsfreiheit und Folgerichtigkeit sogar "ästhetische Qualitäten" eines wissenschaftlichen Stils (1986: 186). Und doch ist viel von dem, was als subjektiver Stil gilt, im rational nicht zugänglichen Bereich der Akteur:innen verortet (Willems 2003: 27). Für Noviz:innen kann aus dieser Beobachtung zumindest ein Rat formuliert werden, der sich an Goffmann anschließt: "Stil kommt uns unecht vor, wenn er absichtsvoll ist." (Goffman 1977: 319) Imitieren Sie also keinen Stil, um den Eindruck zu erwecken, dem Feld zugehörig zu sein! Das merken Literaturwissenschaftler:innen ziemlich sicher sehr schnell.

## 5 Fazit

Die Kritik an Interpretationen ist eine Gratwanderung. Natürlich geht es vor allem um das Ergebnis der Interpretation, also darum, ob Interpret:innen die aufgestellte These mit Argumenten belegen konnten, die mich zu dem Schluss kommen lassen, die Deutung für plausibel zu halten.<sup>6</sup> Doch ist auch der Weg der sprachlichen Realisierung, den Interpret:innen nehmen, in diesem Zusammenhang von Interesse. Zu Beginn wurde im Anschluss an Naumann festgestellt, dass Interpretationen nur dann 'gut' sind, wenn sie möglichst buchstäblich und genau über Literatur sprechen. Doch sind Interpretationen auch 'schlecht', wenn sie dies nicht tun und wie in den

<sup>6</sup> Dass 'wahr' und 'falsch' für die philologische Forschung mindestens "trügerische Orientierungspunkte" sind, zeigt Dorothee Wieser (Wieser 2015: 46). Für Plausibilität (statt Wahrheit) als Beurteilungskriterium in literaturwissenschaftlichen Interpretationen argumentiert Winko (2015: 491) ausführlich.



angeführten Beispielen, Periphrasen und Metaphern nutzen? Nicht zwangsläufig: Gezeigt werden konnte, dass die Verletzung der *allgemeinen* Konversationsmaxime der Modalität mit *spezifischen* Gepflogenheiten des Faches erklärt werden kann. Zwei Begründungslinien wurden skizziert: Erstens können Interpret:innen durch die sprachliche Gestaltung Decodierungshandlungen anregen, die Rezipient:innen ohne entsprechende Kompetenz ausschließen. Damit sorgen die Autor:innen dafür, dass ihr Text stärker als wissenschaftliche Fachkommunikation wahrgenommen wird, und positionieren sich deutlich im Feld der Literaturwissenschaft. Dies ist auch dann der Fall, wenn das wissenschaftliche Objektivitätspostulat abgelehnt wird: Dann kann der Einsatz uneigentlichen Sprechens als besonders starke Positionierung *für* die Geistes- und *gegen* die Naturwissenschaften gelesen werden. Zweitens können Interpret:innen durch die sprachliche Gestaltung 'Stile' realisieren, die sie als Mitglied der Fachwissenschaft und als Autor:innensubjekt ausweisen. Damit etabliert der sprachliche 'Stil' eine Sekundärbedeutung, die nicht zwingend mit dem argumentativen 'Gerüst' einer Studie in Konflikt stehen muss. Der Einsatz uneigentlichen Sprechens in literaturwissenschaftlichen Interpretationen, so kann geschlossen werden, ist nicht allein mit der Verletzung der Konversationsmaxime der Modalität zu erklären – und zu verurteilen – sondern verfolgt als 'flouting' andere Ziele fachwissenschaftlicher Kommunikation. Weiterhin stellt sich allerdings die Frage, die auch Albrecht et al. (2015: 16) aufgeworfen haben, nämlich wie diese Anteile ästhetischer Gestaltung in literaturwissenschaftlichen Interpretationen genauer beschrieben und erklärt werden können – methodisch und praxeologisch.

## Literatur

- Albrecht, Andrea / Danneberg, Lutz / Krämer, Olav / Spoerhase, Carlos (2015): "Einleitung: Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens." In: Dies. (Hg.): *Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Bungarten, Theo (1981): *Wissenschaftssprache. Beiträge zur Methodologie, theoretischen Fundierung und Deskription*. München: Fink.
- Droste-Hülshoff, Annette von (1842 / 1973): *Die Judenbuche*. In: Dies.: *Sämtliche Werke in zwei Bänden*. Band 1. Hg. von Günther Weydt. München: Carl Hanser, 483–529.
- Danneberg, Lutz; Niederhauser, Jürg (1998): "'...daß die Papierersparnis gänzlich zurücktrete gegenüber der schönen Form.' Darstellungsformen der Wissenschaften im Wandel der Zeit und im Zugriff verschiedenener Disziplinen." In: Dies. (Hg.): *Darstellungsformen der Wissenschaften im Kontrast. Aspekte der Methodik, Theorie und Empirie*. Tübingen: Gunter Narr, 23–101.
- Descher, Stefan / Petraschka, Thomas (2019): *Argumentieren in der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Ditzingen: Reclam.
- Drescher, Martina (2003): "Sprache der Wissenschaft, Sprache der Vernunft? Zum affektleeren Stil in der Wissenschaft." In: Habscheid, Stephan / Fix, Ulla (Hg.):

- Gruppenstile: zur sprachlichen Inszenierung sozialer Zugehörigkeit*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 53–79.
- Feyerabend, Paul (1984): "Wissenschaft als Kunst." In: Ders.: *Wissenschaft als Kunst*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 15–84.
- Finkendey, Fabian: Klarheit in literaturwissenschaftlichen Interpretationen. In: *PhiN. Philologie im Netz*. Beiheft 27/2021, 46-54.
- Fricke, Harald (1977): *Die Sprache der Literaturwissenschaft. Textanalytische und philosophische Untersuchungen*. München: Beck.
- Gardian, Christoph (2014): "Inklusion – Transkription – Umkehr. Glaubenskritik und Eschatologie in Annette von Droste-Hülshoffs *Judenbuche*". In: *Jahrbuch Forum Vormärz-Forschung*, 75–91.
- Gadamer, Hans-Georg (2001): *Die erkenntnistheoretischen Probleme der Geisteswissenschaften (1958)*. In: Ders.: *Das Problem des historischen Bewusstseins*. Tübingen: J.C.B. Mohr, 7–15.
- Gerigk, Anja (2019): *Kulturromane. Narrative Kulturologie von Goethe bis Musil*. Wien u.a.: Böhlau.
- Grésillon, Almuth (2012): "Über die allmähliche Verfertigung von Texten beim Schreiben." In: Sandro Zanetti (Hg.): *Schreiben als Kulturtechnik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 152–186.
- Grice, Herbert Paul (1975): "Logic and Conversation." In: Cole, Peter / Morgan, Jerry L. (Hg.): *Syntax and Semantics*. Bd. 3: *Speech Acts*. New York: Academic Press, 41–58.
- Haraway, Donna (1995): "Situierendes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive." In: Dies.: *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt am Main, New York: Campus, 73–97.
- Hayes, John R. / Flower, Linda S. (1980): "Identifying the Organization of Writing Processes." In: Gregg, Lee W. / Steinberg, Erwin R. (Hg.): *Cognitive Processes in Writing*. Hillsdale: Routledge, 3–30.
- Kaplan, / Grabe, (1991): "The fiction in science writing." In: Schröder, Hartmut (Hg.): *Subject-oriented texts*. Berlin, Boston: de Gruyter, 199–217.
- Knorr-Cetina, Karin (1984): *Die Fabrikation der Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Köppe, Tilmann / Winko, Simone (2013): "Theorien und Methoden der Literaturwissenschaft." In: Thomas Anz (Hg.): *Handbuch Literaturwissenschaft. Gegenstände – Konzepte – Institutionen*. Bd. II. Stuttgart: Metzler, 285–372.

- Krämer, Olav (2015): "Goethes Wahlverwandtschaften in Interpretationen von der Geistesgeschichte bis zum Poststrukturalismus." In: Albrecht, Andrea / Danneberg, Lutz / ders. / Spoerhase, Carlos: (Hg.): *Theorien Methoden und Praktiken des Interpretierens*. Berlin, Boston: de Gruyter, 159–203.
- Naumann, Dietrich (2004<sup>8</sup>): "Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen der Texterschließung." In: Brackert, Helmut / Stückrath, Jörn (Hg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 466–474.
- Stekeler-Weithofer, Pirmin (2011): "Wie bestimmen Sprachformen den Horizont einer Wissenschaft?" In: Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): *Sprache und Sprachen in den Wissenschaften. Bemerkungen zur Vagheit und zur Norm der Exaktheit*. Berlin, New York: de Gruyter, 508–532.
- Weingarten, Harald: "Sprache und Wissenschaft." In: Kalverkämper, Hartwig / Ders. (Hg.): *Deutsch als Wissenschaftssprache*. Tübingen: Narr, 97–99.
- Wieser, Dorothee (2015): "Interpretationskulturen: Überlegungen zum Verhältnis von theoretischen und praktischen Problemen in Literaturwissenschaft und Literaturunterricht." In: Lessing-Sattari, Marie / Löhden, Maike / Meissner, Almuth / Dies. (Hg.): *Interpretationskulturen. Literaturdidaktik und Literaturwissenschaft im Dialog über Theorie und Praxis des Interpretierens*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 41–56.
- Winko, Simone: "Zur Plausibilität als Beurteilungskriterium literaturwissenschaftlicher Interpretationen." In: Albrecht, Andrea / Danneberg, Lutz / Krämer, Olav / Spoerhase, Carlos (Hg.): *Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens*. Berlin, Boston: de Gruyter, 484–511.
- Willems, Herbert (2003): "Stile, Stilgeneratoren und Stilfunktionen." In: Habscheid, Stephan / Fix, Ulla (Hg.): *Gruppenstile: zur sprachlichen Inszenierung sozialer Zugehörigkeit*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 15–33.
- Wolski, Werner (2011): "Wissenschaftssprache und Sprache in dichterischen Texten." In: Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): *Sprache und Sprachen in den Wissenschaften. Bemerkungen zur Vagheit und zur Norm der Exaktheit*. Berlin, New York: de Gruyter, 561–594.